

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Gestalten der Weltgeschichte**

**Cigaretten-Bilderdienst Hamburg-Bahrenfeld**

**Altona-Bahrenfeld, 1933**

Friedrich der Grosse und seine Zeit

[urn:nbn:de:bsz:31-362458](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-362458)

# FRIEDRICH DER GROSSE

und seine Zeit

UNTER den ersten beiden Königen hatte Brandenburg-Preußen im Anfang des 18. Jahrhunderts sich zu einer achtunggebietenden Stellung innerhalb Deutschlands emporgearbeitet, unter dem neuen König Friedrich II. aber wuchs Preußen aus einer innerdeutschen zu einer europäischen Macht heran. Gleichzeitig und gewiß nicht ohne Beziehung zu dem gewaltigen Impuls, der von einer großen Persönlichkeit auch ohne besonderes Zutun ausgeht, erwachten die schlummernden Kräfte der Nation und führten ein erhabenes Zeitalter herauf, das goldene Zeitalter der klassischen deutschen Dichtkunst, das schon jetzt vorbereitet wurde von Dichtern wie Klopstock und Lessing und den ersten großen deutschen Tonmeistern, ein Zeitalter, dem das philosophische Weltgebäude eines Immanuel Kant den Unterbau schuf.

Der Preußenkönig Friedrich II. (1712—1786), bereits nach dem zweiten schlesischen Krieg als „der Große“ begrüßt, später auch „der Einzige“ und gern „der Alte Fritz“ genannt, hatte als Sohn eines soldatisch harten Vaters eine überaus traurige Jugend gehabt. Seine künstlerischen Neigungen, sein Flötenspiel, seine Vorliebe für französische Literatur und französisches Wesen, sein Hang zur Freigeisterei waren dem Soldatenkönig zuwider, der aus seinem Sohn einen tüchtigen Soldaten und Verwaltungsbeamten machen wollte. Im Einverständnis mit seiner Mutter versuchte Friedrich 1730 nach England zu fliehen, wurde aber unterwegs aufgegriffen und auf die Festung Küstrin gebracht. Vor seinen Augen enthauptete man seinen treuen Gefährten Leutnant Katte, der Prinz fiel bei dem Anblick in Ohnmacht. Der Vater wollte auch Friedrich zum Tode verurteilen lassen, begnadete ihn aber auf Einspruch des Kaisers und anderer auswärtiger Höfe zu strenger Kerkerhaft, die erst nach einem Jahr gemildert wurde. Friedrich, schon in früher Jugend zur Heuchelei und Vertuschung seiner geheimen Neigungen gezwungen, mußte sich jetzt völlig dem harten Willen seines Vaters beugen, heiratete widerwillig eine ihm aufgezwungene Prinzessin, arbeitete sich ebenso widerwillig, aber mit wachsendem Eifer in die Kanzlei- und Verwaltungsgeschäfte ein und nahm unter dem Prinzen Eugen am Rheinfeldzug teil. Nach sechs Jahren war er mit seinem Vater so weit ausgesöhnt, daß er das Schloß Rheinsberg als heiteren Musensitz zugewiesen bekam. Hier durfte er seinen künstlerischen und philosophischen Neigungen leben, von hier aus trat er mit den französischen Aufklärern in Beziehung, hier entwickelte er sich zu dem freien Denker, der alle übernatürliche Offenbarung und den Glauben an eingeborene Ideen ablehnte, der die Ideale der Humanität

mit den politischen Erfordernissen zu vereinen strebte, hier schrieb er seinen „Anti-Machiavell“, in dem er sich zu den Pflichten des Herrschers bekannte, für das Wohl der Gesamtheit als erster Diener des Staates zu wirken. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Regierung im Sinne eines aufgeklärten Despotismus, löste das kostspielige Potsdamer Grenadierregiment auf, verkündete Gewissensfreiheit und eroberte in drei wechselvollen Kriegen einen großen Teil

Schlesiens. Im letzten Krieg, dem Siebenjährigen, sah sich Friedrich einer übermächtigen Koalition von Österreich, Frankreich, Sachsen, der Reichsarmee — durch einen Druckfehler war in der Reichsacht gegen Friedrich aus der eilenden Reichsarmee eine elende Reichsarmee geworden, was denn auch den Tatsachen mehr entsprach — und von Rußland gegenüber, erlitt, für den Fall des Zusammenbruchs stets Gift mit sich führend, manche schwere Niederlage, gewann aber auch dank seiner genialen Erfassung der Schwächen seiner Gegner und von glücklichen Konstellationen begünstigt, die glänzendsten Siege und alle drei Feldzüge. Die Idee eines nationalen deutschen Reiches lag seinen Gedankengängen noch allzu fern, ihm war es nur um die Vergrößerung seiner Macht auf Kosten des Kaisertums und der kleinen Fürsten



FRIEDRICH II., DER GROSSE  
König von Preußen (1712—1786)  
Nach einer Miniatur von Daniel Chodowiecki

zu tun. Inzwischen hatte er auch Ostfriesland, das fruchtbare Marschland an der Nordsee, seinem Reich einverleibt, später erwarb er in der ersten Teilung Polens noch die Verbindungsbrücke nach Preußen dazu. Im Innern suchte er die schlimmen Kriegsfolgen zu mildern, neue Industrien zu gründen, fremde Gewerbetreibende einzustellen, den Handel zu begünstigen. Er ließ die Kartoffel anbauen, führte das Tabak- und Kaffee-Monopol ein und kümmerte sich um die Rechtspflege. Die einlaufenden Bittgesuche versah er mit witzigen Randglossen in seiner originellen Orthographie, denn er konnte seine Muttersprache nur unvollkommen schreiben. Der deutschen Literatur widmete der vielseitig interessierte König 1780 eine ermunternde Schrift, aber sonst stand er der deutschen Dichtkunst fremd gegenüber; nur Gellert ließ er mit einiger Einschränkung gelten. Als sich der große deutsche Kunstgelehrte Winckelmann um eine Bibliothekarstelle bewarb, fand Friedrich, daß die Hälfte des geforderten Honorars genug sei. Die Akademie der Wissenschaften wurde mit Franzosen besetzt. Seine intimsten Freunde waren Franzosen, wie Voltaire; er selbst schrieb, dichtete und sprach fast nur französisch. Von den zahlreichen Anekdoten, die über ihn im Umlauf und jedermann bekannt sind, gehört die von der Mühle von Sanssouci in das Gebiet der Hohenzollernlegende. Was ihn

zu der verehrungswürdigen nationalen Heldengestalt gemacht hat, war die zielbewußte Einhaltung eines einmal beschrittenen Weges, die meisterhafte Durchführung seiner auf die Er-starkung seines Landes gerichteten Pläne, war die Geschlossen-heit einer wirklichen Persönlichkeit, das preußisch-strenge Pflichtbewußtsein, war seine heldische Größe im Ringen mit übermächtigen Gewalten.

An den Erfolgen Friedrichs des Großen in seinen schlesischen Kriegen, besonders im Siebenjährigen Kriege, hatte sein Bruder Heinrich, Prinz von Preußen (1726—1803), einen nicht geringen Anteil, trotzdem verstanden sich die Brüder nicht besonders gut. Nach Friedensschluß widmete dieser sich auf Schloß Rheinsberg seinen vielseitigen Interessen. 1770 war er in diplomatischer Mission am Zarenhof, um die Teilung Polens mit Katharina II. zu besprechen.

Der andere Bruder Friedrichs d. Gr., August Wilhelm, war zum Thronfolger bestimmt gewesen, starb aber bald, und sein ältester Sohn wurde nach Friedrichs Tode als Friedrich Wilhelm II. (1744—1797) König von Preußen, ein un-



FRIEDRICH II., DER GROSSE  
mit seinem Bruder Heinrich, Prinz von Preußen  
(1726—1803),  
und seinem Neffen Friedrich Wilhelm II., König von Preußen  
(1744—1797)  
Nach einer anonymen Miniatur, um 1770

würdiger Nachfolger des großen Friedrich. Er beteiligte sich an verfehlten Unternehmungen, wie dem Feldzug gegen die französische Republik 1792—1794, ließ seine Günstlinge herrschen, die ihn mit Geisterspuk unterhielten, und widmete sich seinen zahlreichen Freundinnen. Durch ein reaktionäres Religionsedikt machte er dem friderizianischen Zeitalter der Aufklärung ein Ende. Eine Verschärfung der Zensur engte die Pressefreiheit stark ein. Durch die zweite und dritte Teilung Polens belastete er sein Land mit einer Gebiets-erweiterung, die sich auf die Dauer als ein unvereinigbarer Fremdkörper erweisen sollte.

Schon im Heere Friedrich Wilhelms I. diente seit 1720 Kurt Christoph Graf von Schwerin (1684—1757). Friedrich II. machte ihn bei seinem Regierungsantritt zum General-feldmarschall, und dieser schon in früheren Kriegen bewährte alte Kämpfe errang gegen die kriegserfahrenen österreichischen Truppen, in denen noch die Tradition des Prinzen Eugen lebendig war, die erste Schlacht des Krieges und entschied damit das Schicksal Schlesiens. Im Siebenjährigen Krieg verlor er vor Prag, 73 Jahre alt, sein Leben, als er vom Pferde steigend und die Fahne ergreifend die wankende Infanterie wieder in die Schlacht führen wollte, von fünf Kartätschen-kugeln getroffen.



KURT CHRISTOPH GRAF VON SCHWERIN

In der ersten Schlacht des ersten schlesischen Krieges, bei Mollwitz, hatte die preußische Reiterei gegenüber den mit ihren Pferden verwachsenen Ungarn versagt. Aber bald darauf schon bewährte sie sich unter der Führung des späteren Generals Hans Joachim von Zieten (1699—1786), der mit seinen Husaren in Geplänkeln und Schlachten zahlreiche Siege erfocht, so bei Jägerndorf, Hohenfriedberg (aus einem Busch hervorbrechend), Hennersdorf, wo er verwundet wurde, so daß er für den Rest des zweiten Feldzuges vom Kriegsschauplatz abtreten mußte, dann im Siebenjährigen Krieg bei Reichenberg, Prag, Leuthen, und vor allem bei Torgau, wo er die schon fast verlorene Schlacht rettete. Er war klein von Gestalt, leicht reizbar und hatte eine zu schwache Stimme, so daß er sich anfangs nicht durchsetzen konnte. Vor der Schlacht pflegte er stets mit dem Säbel in der Luft ein Kreuz zu schlagen, weswegen ihn Friedrich gern verspottete.

Der große Sieg Friedrichs bei Roßbach über die Reichs-armee wurde durch die Entschlossenheit eines andern kühnen Reiterführers entschieden. Es war Friedrich Wilhelm von Seydlitz (1722—1773), einer der glänzendsten Reiter seiner Zeit. Er ritt einmal unter einem tausenden Wind-mühlensflügel hindurch. Auf der Oderbrücke in Frankfurt fragte ihn einst Friedrich, was er tun würde, wenn ihn hier der Feind von vorn und hinten angriffe, worauf Seydlitz, ohne zu antworten, in die Oder sprang und ans Ufer schwamm. Nach der Niederlage bei Kunersdorf kam er bei dem König in Un-gnade, wurde später aber wieder mit einem Kommando betraut.



FRIEDRICH WILHELM VON SEYDLITZ



HANS JOACHIM VON ZIETHEN  
(1699—1786)  
Nach einer Miniatur von Daniel Chodowicki

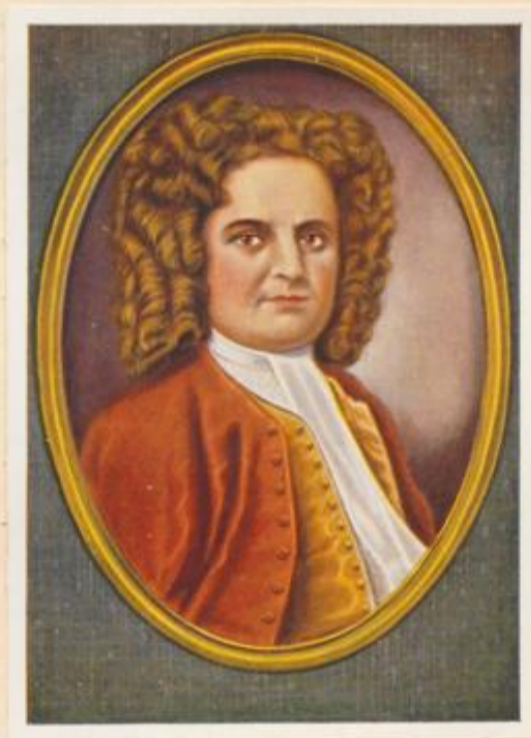
In Sachsen hatte nach Augusts des Starken Tode sein Sohn August III. (1696—1763), der als Kurfürst den Namen Friedrich August II. führte, den Thron bestiegen, und im gleichen Jahr wurde er gegen den französischen Kandidaten Stanislaus Leszcinski zum König von Polen gewählt. Er ließ in Sachsen seinen Günstling, den Grafen Brühl, als Minister für sich regieren, der eine ungeheure Verschwendung trieb und Heer und Finanzen verkommen ließ, während man sich um Polen so gut wie gar nicht kümmerte. Seit dem zweiten schlesischen Kriege war Sachsen auf seiten der Maria Theresia; der König flüchtete mit seinem Minister nach Warschau, als Friedrich im Siebenjährigen Krieg Sachsen besetzte und als Operationsbasis benutzte. Erst nach Friedensschluß kehrte er zurück.

Eine der ausgeprägtesten Barockfiguren in der Musikgeschichte ist Georg Friedrich Händel (1685—1759) in seiner Mischung von Kosmopolitismus und künstlerischem



AUGUST III.  
König von Sachsen-Polen (1696—1763)  
Nach einer Miniatur von Jørgen Gyldenig

Aristokratentum, seinem Drang nach Bewegungsfreiheit und einem weithin sichtbaren Wirkungsfeld, in seiner schier unerschöpflichen geistigen und physischen Kraft. Nach frühen kompositorischen Erfolgen an der Hamburger Nationaldeutschen Oper ging Händel nach dem gelobten Land der Musik, nach Italien, um sich dort im Opernstil zu vervollkommen, triumphierte aber bald mit seinen eigenen Schöpfungen über seine Lehrmeister. Dann folgte er einer Einladung nach London, das, abgesehen von kürzeren Unterbrechungen, nun sein ständiger Wohnsitz wurde. Zunächst schrieb er dort neben Klavier- und Orgelwerken zahlreiche Opern im italienischen Stil, gekennzeichnet durch dramatische Affektdarstellung. War bis dahin Händel von Erfolg zu Erfolg geschritten, so blieb ihm nun als künstlerischem Leiter mehrerer großer italienischer Operntruppen in London das Glück weniger hold. Nicht nur brachen wegen finanzieller Schwierigkeiten sowie kleinlicher Intrigen und Zänkereien



GEORG FRIEDRICH HÄNDEL  
(1685—1759)  
Nach einer Miniatur von Christian Friedrich Zincke

der Sänger untereinander alle diese Unternehmungen nach kürzerer oder längerer Frist zusammen, sondern es wehrte sich auch die künstlerisch sehr viel anspruchslosere englische Volksmusik, vor allem Gays „Bettleroper“ (Vorbild der Dreigroschenoper), mit Erfolg gegen das sich übersteigernde italianisierende Virtuositentum, mit dem Händel sein Opernschaffen verknüpft hatte. Aber die kraftvolle Natur des Meisters ließ sich von keinem Mißerfolg auf die Dauer zu Boden drücken. In der Folgezeit hat er im weltlichen und geistlichen Oratorium, das er von kultischen Bindungen löste und ausschließlich künstlerischen Zwecken bestimmte, seine eigenste und größte Leistung geschaffen und zugleich England eine nationale Musikform an Stelle der italienischen Oper geschenkt. Besondere Bedeutung wies er dem Chor zu, der ähnlich wie in der antiken Tragödie teils mithandelnd, teils als idealer Zuschauer eingesetzt wird. Vor allem „Der Messias“, „Judas Makkabäus“ und „Israel in Ägypten“ haben bis heute ihre unvergängliche Kraft bewiesen und Händels Namen unter die ganz Großen seiner Kunst eingereiht.

Stand Händels Person und Schaffen im Licht europäischer Öffentlichkeit und fand dort seinen Ruhm, so durchlief das

Leben des Johann Sebastian Bach (1685—1750), dessen gigantisches Werk zu wahrhaft zeitloser Größe emporragt, äußerlich eine ungleich bescheidenere Bahn. Die Vorfahren schon waren Musikanten im Thüringischen. Johann Sebastian erlernte das Orgel- und Violinspiel und lebte, von kürzeren Kunstreisen nach Norddeutschland, dem Sitz der großen Orgelmeister, abgesehen, mit dem Beruf eines Organisten — als solcher bald berühmt —, Violinisten oder Konzertmeisters in kleinen mitteldeutschen Residenzen und Städten, bis er schließlich 1723 an das Kantorat der Thomaskirche in Leipzig berufen wurde, als Bewerber zweiter Garnitur, „da man die Besten nicht hatte haben können und die Mittleren zu nehmen“ sich entschloß. Durch ihn hat die Thomaskirche, eine der ältesten deutschen Pflegestätten vokaler Musik überhaupt, dann ihren Weltruf erhalten. Nur eine Reise zu Friedrich d. Gr., der Bachs virtuoses Klavierspiel ehrend anerkannte, unterbrach diese langen Leipziger Jahre, die er in großer Zurückgezogenheit, nur seiner Familie, seinen Schülern, vor allem aber seinem Amt und gerade damit seiner Kunst lebend, verbrachte: das Leben eines beamteten Kantors, weit ab von jedem Künstlerdünkel und gerade in



JOHANN SEBASTIAN BACH

dieser innerlichen Bescheidung, in seiner tiefen überkirchlichen Gläubigkeit von solch gewaltiger künstlerischer Kraft, daß selbst die erweiterten Begriffe des Genius seine Erscheinung kaum noch zu fassen vermögen. Seine musikgeschichtliche Bedeutung mit seiner Vereinigung von Polyphonie und Melodieentfaltung auf harmonischer Grundlage, die ihn an der Wende zweier Zeiten zum Gipfel der vorausgegangenen Periode und zum Wegbereiter der Klassik macht, wiegt fast gering gegenüber der zeitüberdauernden Kraft, die von seinem auch der Menge nach ungeheuren Werk ausstrahlt. Eine Bachsche Orgelphantasie und Fuge: Katarakten gleich stürzen Bruchstücke von Tonmassen herab, irren noch ohne Richtung und doch von geheimer Kraft bewegt durch den musikalischen Raum, entwirren sich allmählich zu einzelnen Stimmen, die einander greifen, sich ablösen, verschlingen und schließlich immer klarer, durchsichtiger zu letztem harmonischen Zusammenklang sich vereinen. Und alle diese vielen Hunderte von Chorkantaten, von Orgelphantasien und Fugen, Choralvorspielen, von Klavier- und Kammermusikwerken bis hin zu den gewaltigen Chorpässionen nach Johannes und Matthäus sowie dem Gipfel seines Schaffens, der „Hohen Messe in H-moll“, diese unermeßliche Fülle — sie hätte nicht als „Kunst“, nicht für den Konzertsaal entstehen können, sie wuchs als „Gelegenheitsmusik“ in engster Ver-

bindung mit dem täglichen Leben und den Erfordernissen des Kirchenjahres, mehr noch: als musikgewordenes Leben selber mit seiner Not und seinem gläubigen Aufschwung aus dem Inneren eines begnadeten Meisters — für alle Zeiten. Einer seinesgleichen, Beethoven, erkannte den Maßstab seines Wirkens, wenn er ausrief: „Nicht Bach, Meer sollte er heißen!“

Die deutsche Literatur war im Zeitalter des Barocks, im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, auf einem derartigen Tiefstand in jeder Beziehung angelangt, daß ihre Erzeugnisse uns heute als völlig ungenießbar, ja abstoßend erscheinen. In einem sprachlich schwerfälligen, mit Schwulst überladenen Stil wurden Poesien konstruiert, die jeglichen Gefühls entbehrten, von einer natürlichen Ausdrucksweise wie von einer echten Empfindung war man gleich weit entfernt. Neben diese Dichter der überschwenglichen Kunstpoesie traten, von der „Aufklärung“ der französischen Enzyklopädisten angeregt, pedantische Versdrechsler, die überhaupt jeden Schwung aus der Poesie vertreiben wollten. Nur ganz vereinzelte Persönlichkeiten ragten aus dieser Tiefebene hervor, vor allem die Dichter frommer Kirchenlieder beider Konfessionen. Der erste, der wieder eine natürliche Ausdrucksweise in seinen Dichtungen erreichte, der übrigens auch den Briefstil von seinen Geschraubtheiten reinigte, war der Fabeldichter Christian Fürchtegott Gellert (1716 bis 1769), Sohn eines sächsischen Predigers, einer von seinen 15 Kindern, der früh durch Aktenabschriften sein Brot verdienen mußte, die Leipziger Universität besuchte und hier dann als Professor Vorlesungen über Poesie, Beredsamkeit und Moral hielt. Während des Siebenjährigen Krieges rief ihn Friedrich d. Gr. in Leipzig zu sich und fragte ihn, bei wem er sich gebildet habe, worauf er antwortete: „Majestät, ich bin ein Original“. Friedrich sprach sich dann lobend über Gellert aus. Sein Bruder Prinz Heinrich schenkte dem Dichter seinen ungemein zahmen Schimmel, auf dem Gellert ins Kolleg zu reiten pflegte. Er war ein arger Hypochonder, der sich mit seinen eingebildeten Leiden zu Tode qualte. Als Lehrer der Jugend hatte er unermeßlichen Einfluß, er war mit Rat und Tat immer bereit zu helfen und hat eine grenzenlose Verehrung genossen. Ein Bauer, der seine Fabeln gelesen hatte, lud einmal vor seinem Hause einen Wagen voll Brennholz für den Dichter ab. Von Gellert stammt der hübsche Vers: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben.“ Und getreu dieser Maxime hat er gelebt und gedichtet, das sittenstrenge, fromme Leben eines Bürgers, ja eines Spießbürgers. Er war eine durchaus problematische Natur, unter seiner tugendhaften Hülle steckte ein Mensch, dem die Laster und Sünden der Welt nicht fremd waren. Aber es war nicht Heuchelei, wenn er in seinen frommen Liedern, die in keinem Gesangbuch fehlen, das Lob Gottes und das Hohelied der Tugend sang, oder wenn er allen seinen Fabeln, die jeder aus dem Schullesebuch kennt, einige Zeilen handfester Moral anhängt, sondern er war von der Pflicht zu gesitteter Lebensführung tief durchdrungen. Sein Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G.“ steckt aber so voller Schlüpfrigkeiten und Unanständigkeiten, und auch unter seinen Fabeln finden sich recht frivole Stücke, daß man sich kaum vorstellen kann, wie sich beide Seiten in einem Menschen vereinigen lassen.

Die stimmungsfeindliche Ödheit der vernünftelnden Versmacher im Anfang des 18. Jahrhunderts in Deutschland rief unerwartet einen wirklichen Dichter auf den Plan: Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803), den Begründer der neueren deutschen Dichtung. Er war seinem Vater, einem verarmten Advokaten, als erstes Kind unter acht Söhnen und neun Töchtern geboren worden, studierte Theologie, war Hauslehrer und erhielt seit Anfang

der 50er Jahre vom Dänenkönig, an dessen Hof in Kopenhagen er fast 20 Jahre lebte, einen lebenslänglichen Ehrensold. Als 22jähriger veröffentlichte er die ersten Gesänge seines Epos „Messias“, die begeisterte Aufnahme fanden. Erst 27 Jahre später war das Werk vollendet. Die von wehevoller Stimmung durchtränkten ersten Gesänge hatten dem deutschen Volk die Augen und Sinne für die Schönheiten der deutschen Sprache geöffnet, aber das ganze Werk mit seinen 20 Gesängen und über 20 000 ungereimten Hexametern (mehr als Homers Ilias und Odyssee zusammen) ermüdeten infolge des gänzlichen Fehlens einer bewegten Handlung und der endlosen Aneinanderreihung von erregten Gefühlswallungen. Um die Worte der Schrift „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe“ auszudrücken, brauchte er 29 Hexameter. Es dürfte außer Spezialforschern heute kaum einen Menschen geben, der das ganze Werk gelesen hat; schon Lessing klagte: „Wer wird nicht einen Klopstock loben, doch wird ihn jeder lesen?“



FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK  
(1724–1803)

Nach einer Miniatur von Johann Eberhard Ihle, um 1770



CHRISTIAN FURCHTEGOTT GELLERT  
(1715–1769)

Nach einer anonymen Miniatur des 18. Jahrhunderts

Dramen anwandte, verhinderten nicht, daß hier für das deutsche Theater die ersten wirklich lebensvollen Menschen geschaffen waren, keine antiken Heroen mehr und keine konventionellen Puppen, sondern Menschen mit den Gesinnungen und Empfindungen der Zeit. Ja, nicht allein das — es war eigenstes Erleben des Dichters, das diesen Gestalten ihr Leben einhauchte. In der „Minna von Barnhelm“, dem ersten klassischen Lustspiel in Deutschland, war die gekränkte Soldatenehre des abgebauten Offiziers gewiß ein aus dem Leben gegriffenes Motiv, aber es war auch das Schicksal Lessings und der andern deutschen Dichter wie Klopstock und Gleim, die über die Zurücksetzung von seiten des großen und verehrten Preußenkönigs, über seine Geringschätzung jeder deutschen Geistesregung erbittert waren. In der „Emilia Galotti“, der ersten politischen Tragödie in Deutschland, handelt es sich um die Ehre eines aufrechten Mannes und seiner Tochter am Hofe eines schrankenlosen Despoten, um die Anerkennung menschlicher Würde, ein Stoff, der bei der Willkür der zahlreichen kleinen Tyrannen in Deutschland und

— Nein!“ Seine Dramen sind völlig ungenießbar, in seinen „Oden“ aber finden sich einzelne Stellen von hoher Schönheit und edlem Wohlklang, obgleich sie in den der deutschen Sprache unzugänglichen Versmaßen des Horaz gedichtet sind. Manches ist aber auch in diesen Gedichten, das durch sein gesteigertes Pathos, durch seine rokokohafte Schnörkelei unerträglich, oft lächerlich wird, so wenn er seinen ergrauten Kopf beschreibt: „Und auf dem Scheitel blühet mir es winterlich schon; auch ist es hier und da öde.“ Dennoch ist er der erste deutsche Dichter nach den Zeiten des Minnesangs, der eigenes Erlebnis in wohlklingender Sprache stimmungsvoll wiederzugeben vermag.

Goethe, in seiner Jugend vom Klopstockschen „Messias“, begeistert, hat später zu seinem Sekretär Eckermann gesagt: „Klopstock war kein epischer und kein dramatischer Dichter, ja überhaupt kein Dichter.“ Gleiches hat man vielfach von Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) behauptet, aber ebenfalls mit Unrecht. Denn seine kritisch eingestellte Natur, die tendenzgeschwängerte Atmosphäre seiner Dramen, die kühle Verstandesschärfe, die er bei dem Aufbau seiner



GOTTHOLD EPHRAIM LESSING  
(1729–1781)

Nach einer anonymen Miniatur des 18. Jahrhunderts

anderswo in der Luft lag; für Lessing hatte er aktuelle Bedeutung, war er doch seit drei Jahren im Dienst eines Fürsten, den seine aufgeklärte Denkweise nicht hinderte, Lessing die Fortführung seines Streites mit der protestantischen Orthodoxie zu untersagen. Lessing befreite sich von dem lästigen Zwang durch seinen „Nathan den Weisen“, das Hohelied der Duldsamkeit. Er war zeitlebens ein edler Kämpfer im Sinne der Aufklärung und des Humanitätsgedankens gegen Willkür und Zwang gewesen. In seinem kunstkritischen Werk „Laokoon“ hat er die Grenzen zwischen Malerei und Poesie geistvoll festgelegt, in der „Hamburgischen Dramaturgie“ trat er für Shakespeare ein gegen die klassische Tragödie der Franzosen. Als sächsischer Pfarrersohn

geboren, hatte er Theologie, Medizin und Philosophie, besonders Philologie, studiert, war Magister geworden, wirkte sieben Jahre lang als Rezensent an der „Vossischen Zeitung“ in Berlin, geriet dann in Schulden (er war ein leidenschaftlicher Spieler), wurde Sekretär des Generals Taubertzen, darauf Dramaturg am Deutschen National-Theater in Hamburg. Zuletzt war er als Bibliothekar am braunschweigischen Hofe in Wolfenbüttel tätig.

Aus der deutschen Rokokoliteratur, in der die anmutige, aber gezierte Hirtenpoesie gepflegt wurde, wuchs einer zum wirklichen Dichter heraus: der gemütvoll, fromme Holsteiner Matthias Claudius (1740—1815). Er war wie mancher deutsche Dichter jener Zeit ein Predigersohn, studierte Theologie, dann Staatswissenschaften, war Sekretär eines Grafen, Redakteur, gab den „Wandsbeker Boten“ heraus, wurde auf Herders Empfehlung Oberlandkommissär in Darmstadt und später durch den dänischen Kronprinzen erster Revisor einer Bank in Altona. Seiner prosaischen Amtstätigkeit zum Trotz hat dieser gemütvoll Poet in Gedichten, Geschichten und Aufsätzen den echten Volkston getroffen und Lieder verfaßt, die noch heute in aller Munde sind, wie „Der Mond ist aufgegangen ...“, „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben ...“, „War einst ein Riese Goliath ...“, „Wenn einer eine Reise tut“. In diesen stimmungsvollen Liedchen liegt, wie Herder treffend sagt, „etwas für gewisse Silbersaiten des Herzens“. In wenigen Worten weiß er vor uns eine Landschaft von bezauberndem Reiz erstehen zu lassen: „Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel wunderbar“. Das klingt anders als die Poesie der deutschen Anakreontiker jener Zeit, die als Landschaftsschilderung nur einen „Rasen mit Klee“ nennen können, auf den sie „Kanapee“ reimen.

In Immanuel Kant (1724—1804), der im gleichen Jahre wie Klopstock geboren wurde, erreicht das geistige Zeitalter der Aufklärung seinen philosophischen und ethischen Höhepunkt. Als Sohn eines armen Sattlermeisters in Königsberg war es ihm nur mit Hilfe von Verwandten möglich, die Universität zu besuchen, wo er dann als Privatdozent Vorlesun-



IMMANUEL KANT  
(1724—1804)  
Nach einer Miniatur-Zeichnung  
von Veit Hans Schnorr von Karolsfeld, 1789

thropischen und kulturellen Bestrebungen mit wärmstem Interesse unterstützte. Der äußere Eindruck von Pedanterie, der etwa aus der strengen Regelung von Kants tätigen Leben entstehen konnte, trifft doch nur sehr oberflächlich das Wesen einer Persönlichkeit, die mit so viel Wärme, die durch alle Verhaltenseigenschaften hindurch spürbar wird, die Pflicht zur Herrin ihres Lebens macht. Hier liegt wohl auch der tiefste Grund — die Pflicht, der Obrigkeit in letzter Instanz sich nicht zu widersetzen — für seine Unterwerfung unter das Religionsedikt von 1794, das als Antwort auf seine kritischen Gedanken in der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ seine Lehrfreiheit zeitweise beschränkte. Kants epochale philosophische Leistung, die mächtigen Einfluß in der gesamten geistigen Welt ausübte, beruht vor allem auf der Überwindung der spekulativ-metaphysischen Konstruktionen seiner Vorgänger. Kant stellt fest, daß in der menschlichen Erkenntnis nicht die Dinge, sondern der erkennende Mensch im Mittelpunkt stehe, und daß darum die Vernunft nicht die uns unbekannt „Dinge an sich“, sondern nur die Welt ihrer Erscheinungen, die aber keine Scheinwelt ist, mit ihrer Erkenntnis durchdringen könne. Die Vernunft gibt also keine gesicherte Erkenntnis über den Bereich menschlicher Erfahrung hinaus, und das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens, die das menschliche Denken von altersher zu beweisen sucht, lassen sich nicht beweisen. Sie bleiben nur als notwendige, lebenregulierende Ideen bestehen, weil Kant unsere Welt als moralisch bestimmt und darum das Leben durch das Ideal des höchsten

Gutes geregelt sieht. Diese Erkenntnis des Moralprinzips, des berühmten „kategorischen Imperativs“, ist das höchste Vermögen der praktischen Vernunft: „Handle so, daß die Maxime (Leitsatz) deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ In diesem Satz, in dem Kant den Willen unter dem Gesetz und den freien Willen gleichsetzt, findet er die nur scheinbar paradoxe Lösung des Widerspruchs von den zwei Elementen im Wesen des Menschen: Natur und Freiheit.



MATTHIAS CLAUDIUS